

Lodzzer Tageblatt

<p>Abonnementspreis für Lodz: jährlich 8 Nbl., halbjährlich 4 Nbl., vierteljährlich 2 Nbl.</p> <p>Für Auswärtige mit Postverendung: jährlich 9 Nbl. 20 Kop., halbjährlich 4 Nbl. 65 Kop., vierteljährlich 2 Nbl. 35 Kop.</p> <p>Preis eines Exemplars 6 Kop.</p>	<p>Erscheint 6 Mal wöchentlich.</p> <p>Redaktion und Expedition: Ringplatz 6.</p> <p>Manuskripte werden nicht zurückgestellt.</p>	<p>Insertionsgebühr: für die Petitzeile oder deren Raum 6 Kop., für Reclamen 10 Kop.</p> <p>In Auslande übernehmen Insertionsaufträge sämtliche Annoncen-Bureaus.</p> <p>In Warschau: Rajchman & Frenkler, Senatorstra 22. In Lodz: Petrowstafstraße 515.</p>
---	---	--

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. April a. c. beginnt ein **Quartals-Abonnement** auf das

„Lodzzer Tageblatt.“

Außer mit den politischen Ereignissen wird das „Lodzzer Tageblatt“ sich wie bisher hauptsächlich mit **Localangelegenheiten** beschäftigen und auch fördernd auf die hiesigen **industriellen Verhältnisse** einzuwirken suchen. Wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß uns das p. t. Publikum in dieser Hinsicht unterstützend zur Seite stehen wird.

Zugleich wird das „Lodzzer Tageblatt“ sich durch einen reichhaltigen belletristischen Theil auszeichnen, indem das Feuilleton stets fesselnde Romane und Novellen von den hervorragendsten Schriftstellern bilden werden, wogegen auch dem Humor und der Satyre im Blatte ein Plätzchen vergönnt sein mag.

Außerdem werden Korrespondenzen aus verschiedenen Gegenden über wichtigere Vorgänge in ausführlicherer Weise berichten, während die Telegramme dieselben in gedrängter Kürze übermitteln werden.

Bestellungen auf das Abonnement nehmen die hiesigen Buchhandlungen und die Expedition d. Blt. zum Preise von 2 Rubel pro Quartal (pränumerando) incl. Botenlohn entgegen.

Um rechtzeitige Bestellung, nebst Angabe der genauen Adresse wird höflichst gebeten.

**Die Redaktion
des „Lodzzer Tageblatt.“**

Inland.

St. Petersburg. Die bisherige Kommission zur Abwicklung der Rechnungen der früheren aktiven Armee ist durch Allerhöchsten Befehl vom 1. März an aufgehoben worden. Sämmtliche Akten und Schriftstücke wurden dem Hauptstabe und der bezüglichen Abtheilung des Kriegsministeriums übergeben.

Dem englischen Parlament ist ein Blaubuch über die Angelegenheiten Centralasiens unterbreitet. Dasselbe enthält dreizehn Depeschen, welche den Zeitraum vom 28. September 1881 bis 27. Februar 1882 ausfüllen. Der Schriftwechsel enthält u. A. eine beglaubigte Abschrift des vielbesprochenen russisch-persischen Grenzvertrages, sowie eine Karte, welche die neue in dem Vertrage stipulirte Grenze zwischen Rußland und Persien veranschaulicht. Die endgiltig vereinbarte Grenzlinie ist nicht die von Rußland beanspruchte, sondern eine für Persien günstigere. Die Russen wünschten, daß der Streckfluß die Grenze von Chat nach Kachan bilden sollte, allein die schließlich fixirte Grenze läßt Persien ein beträchtliches Territorium am rechten Ufer des Flusses. Die Hauptpunkte des Vertrages sind folgende: Persien tritt Germal und Kilkilab an Rußland ab, welches sich dagegen verpflichtet, keine Befestigungen zu errichten oder Tele-Turkmenen den Aufenthalt in diesen Distrikten zu gestatten. Persien verpflichtet sich, die Wasserzufuhr von seinem Territorium nach Ahal nicht zu beeinträchtigen. Zu diesem Zwecke übernimmt es die Verpflichtung, daß die Zahl der Dörfer so wie das jetzt dort unter Anbau befindliche Land nicht vergrößert werde. Behufs Aufmunterung des Handels zwischen den respectiven Territorien macht sich Persien verbindlich, solche Vorkehrungen mit Bezug auf die Anlegung von Wasser-

straßen zu treffen, welche im Interesse beider Länder sein dürften. Persien und Rußland verpflichtet sich gegenseitig, den Turkmenen keine Waffen zu verkaufen. Rußland ist befugt, Agenten in persischen Grenzstädten anzustellen, welche mit den Behörden in Angelegenheiten, welche mit der Aufrechterhaltung der Ordnung an der Grenze im Zusammenhange stehen, in Verkehr treten sollen. Die Auswechselung der Ratifikationen erfolgt binnen vier Monaten, vom Tage der Unterzeichnung des Vertrages (9. 21. Dezember 1881) ab. Der „Golos“ hatte gemeldet, daß die neue Grenze nur 16 Werst von Sarachs entfernt liege und daß die Streckregion Persien nur fünf Jahre belassen werde; allein in Beantwortung einer telegraphischen Anfrage Lord Granville's konstatirte der englische Gesandte in Teheran, daß die russische Grenze nahe 150 Meilen von Sarachs entfernt sei und die Angabe betreffs der Streckregion der Begründung entbehre. Die neue Grenze folgt dem Laufe des Stret vom Kaspiischen Meere bis nach dem Fort Chat, von wo sie in nordöstlicher Richtung nach dem Sumbur läuft, welchen Strom sie unweit Khoja Kalesh erreicht. Die Abdachungen des Son zu Dagh und des Sagiringgebirges bilden die südlichen Grenzen des russischen Territoriums, welches auch den größeren Theil des Chandirthal und das ganze Sumburthal in sich schließt. Weiter östlich erwirbt Rußland die fruchtbare und wichtige Region des Germal, und dann folgt die Grenze einer etwas vagen gekennzeichneten Route nach einem Punkte innerhalb persischen Territoriums und jenseits Gures.

Warschau. (21. März.) Der 21jährige Comptoirist Ladislaus Kzicha war am 6. v. M. von Warschau flüchtig geworden, nachdem er seinen Chefs, der Expeditionsfirma „Julius Hermann & Comp.“ 6000 Rubel veruntreut hatte. Kzicha hatte sich in Begleitung seiner Geliebten, der 22jährigen Handarbeiterin Braskovia Sinjatow, zuerst in seine Heimat nach Kratau begeben,

San Sebastian.

Novelle von Richard Voss.

(10)

(Fortsetzung.)

„Es packt mich jetzt schon... Sehen Sie mir's nicht an? Eine Novelle ist bereits fertig. Ist er ein Jude?“

„Nein.“

„Sie scheinen ihn näher zu kennen?“

„Das könnte ich gerade nicht behaupten. Dem ist schwer beizukommen. Ich habe ihn einmal ein Bild ziemlich geschickt restaurirt. Seitdem duldet er mich zu weilen in seiner düsteren Gegenwart, die mir unbehaglich genug ist. Was ich über ihn weiß, kennt ganz Rom, ich erzähle es Ihnen einmal, dann können Sie nachholen, was Brentano veräumt hat.“

„Und Sie halten für möglich, daß ich ihn kennen lerne?“

„Es wird schwer halten“, meinte Demetrius gedankenvoll, „jedemfalls soll es versucht werden. Ich gehe morgen zu ihm. Dann und wann wird mir nämlich noch immer gestattet, etwas für ihn zu thun; da will ich forschen, ob ich einen Freund mitbringen darf.“

„Ich würde es Ihnen danken“, versicherte ich aufgeregt...

„Und den Cencipalast bewohnt der eigenthümliche Mann?“

„Ja, ein wilder Aufenthalt, nicht wahr? Nun er paßt für ihn.“

„Und ganz allein lebt er dort?“

„Mit einer Tochter. Sein Weib ist lange todt; sie war eine schöne Jüdin... Da werden Sie auch zu hören bekommen, wie das Leben seine Romane hat, die man nicht glaubt, wenn man sie liest.“

Es war spät geworden, wir trennten uns. Im Garten wartete Lucia auf mich. Sie faßte meinen Arm und raunte mir zu:

„Habt Ihr sie gesehen? Ich sage Euch, die halben Nächte sitzt er davor und gafft sie an, daß ich wünschte, sie würde wie die Andere, die er darüber gemalt hat. Für deren Hochzeitsfranz wollt' ich mir die Finger wund winden.“

Sie preßte meinen Arm, daß es mir wehe that; ihre Stimme war heiß. Unsanft machte ich mich von ihr los, nicht mehr von dem Rosenzweig gerührt, den sie über das Bild des Mädchens gelegt, das Demetrius liebte.

VI.

In Rom tobte der Karneval. Ich hatte mir vorgenommen, mich mit sammt meinem Weltschmerz kopf-über in die Fluthen des wilden Stromes zu stürzen, ungeachtet die Schellen des Thoren, die ja doch Jeder mehr oder minder unsichtbar auf dem Kopfe trägt, auf dem meinen lustig klingen zu lassen und einmal nach Herzenslust Narr zu sein. Also fort mit der Maske des Weltweisen! Fort mit der blassen Miene des Pessimisten und die thörichte, harmlose, kindliche Freude des Volkes mit dem lachenden Auge des Humoristen betrachte!

Ich war nicht so unvernünftig, Goethe's klassische Beschreibung des römischen Karnevals gerade während des Karnevals zu lesen, um mir die so wie so etwas gewaltthame Lust daran durch die Betrachtung, wie der heutige römische Karneval nur noch als Karrikatur des

einstigen gelten kann, gänzlich vergällen zu lassen. Ohne Illusion, aber auch ohne Vorurtheil tauchte ich in das bunte, wirre Gewühl in keiner anderen Absicht, als um ein lebenswürdiges, grazioses und, wie schon gesagt, ein so kindliches Volk einmal des Jahres nach seiner Weise verrückt zu sehen. Ich kritisirte nicht, sondern freute mich. Die Phantasielosigkeit, Monotonie, ja Dürftigkeit und Schabigheit der Masken, der ziemlich armselige Glanz der Aufzüge, die Schaaren der Policinells, die „mit viel Behagen und wenig Wit“ im Ganzen genommen recht traurige Narren waren, die ganze, unbeschreiblich naive Lustempfänglichkeit des Völkchens, all' das nöthigte mich ein Lächeln ab, das aber durchaus harmlos war, wie der ganze Festapparat um mich her selbst. Die Tage des rohen Confettiverfens fanden mich nicht auf dem Corso; auch von dem Pferderennen, dem „corso dei barberi“, sah ich nur soviel, um mir durch die Massen, die unter viehischem Gebrüll die armen Thiere die lange Straße von der piazza del Popolo bis zum venetianischen Palast wüthend hinab hetzten, den Begriff zu bilden, daß im Volke noch immer die Bestie stecke — heute eben so gut, wie zu den Zeiten Nero's und Caligula's... Mehr Erquickung fand ich abends auf der von Lorbeerwinden umzogenen, von vielen Tausenden farbiger Papierlaternen zauberisch erleuchteten Piazza Navona. Vergnüglich, ohne jedes Geschrei, ohne jede Rohheit, drängt sich hier in heiterer Festesfreude das Volk. Hat das Musikkorps an dem einen Ende des Platzes mit seiner lustigen Tanzweise aufgehört, so wälzt sich der lebendige Strom langsam dem anderen Ende zu, wo ein anderes Musikkorps zur Abwechslung statt einer Polka einen Walzer zum Besten giebt. Flugs haben sich in dem Gewühl kleine freie Kreise gebildet. Die Leutchen fassen sich. Ohne Bedenken ergreift Jeder, der

wofelbst Beide bis Ende v. M. verblieben und dann nach Wien abreisten. Am 16. d. M. Nachmittags kam einer der Chefs der beschädigten Firma von Warschau in Wien an, machte dem Sicherheitsbureau der Polizeidirektion von der Veruntreuung und Flucht des Comptoiristen Anzeige und sprach die Vermuthung aus, daß derselbe sich in Wien aufhalten dürfte. Sofort wurden die nöthigen Nachforschungen eingeleitet und Njicha mit seiner Geliebten im „Hotel du Nord“ in der Leopoldstadt eruiert. Beide wurden in Haft genommen. Im Besitze Njicha's fand man 164 fl. und diverse Pretiosen. Bei seiner Flucht hatte der Comptoirist, da er die Veruntreuungen seit zwei Jahren betrieben und die defraudirten Summen sofort für sich verwendete, nur 700 Mark bei sich. Für den 17. d. M. hatte das Pärchen beschloffen, Wien zu verlassen und sich nach Serbien zu begeben. Beide wurden dem Landesgerichte zur Auslieferung an die kompetente russische Behörde übergeben.

Donisches Gebiet. (Beleidigung einer Dame.) Der „Bratsch“ theilte (Pag. 94) mit, daß der weibliche Arzt Frau Kosina vom Offizier Golobow thätlich beleidigt wurde. Der Herr begnügte sich nicht mit dieser Selbstthat, sondern veröffentlichte sogar in der Ortszeitung eine Anklage, worin er die Frau Kosina der Unwissenheit in ihrem Fache zu überzeugen sucht. Darauf hin publicirten die Mitglieder des ärztlichen Vereins, daß Frau Kosina nicht nur streng nach den Regeln der Wissenschaft gehandelt habe, sondern in humaner Hingebung 12 volle Stunden am Bette der Leidenden verbracht, trotzdem sie von der Umgebung derselben auf das größte insultirt wurde; so daß sie als leuchtendes Beispiel ihren Berufsgenossen dienen könne. Der „Bratsch“ ist erfreut einem solchen Beweis collegialer Bertheidigung seine Spalten zu erschließen, in dem er die Namen der treuen Collegen veröffentlicht, die das betreffende Schriftstück unterschrieben haben; nämlich die Herren Doktoren: N. W. Waschenow, S. S. Wladilin, M. G. Worobjew, M. N. Karpow, G. N. Kolobuchow, D. P. Koroljewitsch, N. B. Kutscherow, S. A. Muschenkow, N. S. Norfin, S. A. Petrowitsch, W. P. Rubaschkin, S. S. Sergejew, A. A. Sokolow, N. F. Fomin und M. M. Scheremkow.

Kaschira, im Gouvernement Tula. Zur Charakteristik der Kommunalverwaltung kann folgender, den „Russk. Wob.“ entnommener Vorfall dienen: Bald nachdem das vorige Stadthaupt von Kaschira verstorben war, wurde in der Kommunalkasse ein Unterschleif von 18,000 Abl. entdeckt. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet und das die Ergebnisse derselben enthaltende Protokoll vor Kurzem auf der Stadtverordneten-Versammlung vorgelesen. Danach waren der Theilnahme am Unterschleif schuldig gefunden: das Stadthaupt, die Mitglieder des Stadtraths, der Sekretair und auch die Schreiber; außerdem wurde der Direktor und ein Mitglied der städtischen Bank beschuldigt, die Rechnungsbücher nicht wie sich's gehört geführt zu haben. Die Angeklagten aber schoben Alles, dessen sie geziehen wurden, dem verstorbenen Stadthaupt zu, und was that die Stadtverordneten-Versammlung? Sie erklärte sich mit dieser Aussage der Angeklagten zufrieden und beschloß, wohl eher aus Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen allein 16 Mitglieder der ganzen Versammlung zu den Angeklagten stehen, als in Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit, die Angeklagten dem Gericht nicht

überweisen zu lassen. Die Versammlung bestand aus 19 Personen, von denen nur drei vergeblich gegen diesen Beschluß protestirten.

Ausland.

Deutschland.

Es ist sicherlich eine beachtenswerthe Wandlung, daß die Türkei völlig aufgehört hat, für die deutsche Presse der „franke Mann“ zu sein. Man interessirt sich in Deutschland immer mehr für die Lebensfähigkeit der Türkei. Die „Köln. Ztg.“ meint, daß ein gewissenhafter Politiker allerdings noch kein Schutz- und Trutzbündniß mit der Türkei anrathen könne. Was Deutschland betrifft, so wäre zu einem solchen Bündniß die Zeit noch nicht reif. „Unsere Auffassung“, sagt das genannte Blatt, „von dem freundschaftlichen Verhältnis zur Türkei geht überhaupt dahin, daß es der Türkei wesentlich beim Ausbau ihrer inneren Verhältnisse nützlich sein soll. In dieser Reform der Verwaltung steckt die einzig wahre Kraftquelle der Türkei, und auf der Voraussetzung, daß dies erkannt werde, beruht die willige Hilfeleistung Deutschlands. Wenn das Land mit dem orientalischem Boden die so naheliegenden Mittel ergreift, um sich aus eigener Kraft emporzuarbeiten, dann wird seine militärische Bedeutung von selber wachsen und dann kann es auch ein begehrenswerther Bundesgenosse werden. Der Sultan hat nur nöthig, energisch durchzugreifen und die Pläne seiner deutschen Berather folgerecht in Thaten zu übersetzen, so ist der einzige Weg betreten, der seinem Reiche hilft und der eben dadurch zur Befestigung der deutschen Freundschaft führt.“

Oesterreich-Ungarn.

(Reform des Oberhauses). Der Oberstkämmerer Ladislaus von Szogyeny-Marich hat im Auftrage der ungarischen Regierung eine längere Abhandlung der Reform des ungarischen Oberhauses vollendet, welche demnächst in Druck erscheinen wird. In eingehender Weise erörtert der Autor die Angelegenheiten der ungarischen Magnatentafel und publicirt am Schlusse seiner Arbeit einen Gesetzentwurf, welcher auch von der Regierung als Grundlage der Reformarbeiten acceptirt werden dürfte. Das eigentliche Wesen des Entwurfes läßt sich kurz in folgendem zusammenfassen: Das Oberhaus soll vor allen Dingen den ungarisch-nationalen Charakter tragen und auf vorwiegend geschichtlicher, gesetzlicher Basis ruhen; es wird daher bestehen: aus dem katholischen und dem griechisch-orientalischen Episcopat, den Superintendenten der evangelischen Kirchen und dem Bischof der Unitarier; ferner aus den Kammerherren und Kronhütern; dann aus den Erzherzogen, die in Ungarn Besitz haben; aus je einem (ältesten) Repräsentanten der Magnaten-Familien, aus den Besitzern von Majoraten und endlich aus Mitgliedern, welche auf Vorschlag des Ministeriums durch den König auf Lebensdauer ernannt werden ohne Unterschied des Glaubens, der Nationalität oder des Besitzes; doch dürfen diese Letzteren nicht mehr als ein Drittel der Gesamtzahl der Oberhausmitglieder ausmachen.

Dhren schreit eine gellende Stimme. — In langen Tritten, Dithyramben, ciceronianischen Reden wird ein feister Truthahn angepriesen, wobei dieses Federvieh neben der Lottokarte vor den Augen hin und her geschwenkt wird, bis man mit einer Art von Todesangst als einzige Rettung seine Solbi zahlt, seine Karte nimmt und seelenvergnügt ist, wenn man verloren sich aus dem Gedränge schleichen kann — um sofort wieder unentrichtbar dasselbe Schicksal zu erleiden. — Ein anderer Anblick ist edler.

Eben beginnt die Musik wieder zu spielen, da klannt es um Bernini's herrlichen Brunnen auf. Glühend erleuchtet es die Felsgrotten, den ganzen hohen Obelisk, die ganze Kirche St. Agnes. Der mächtige Wasserschwall durchrauscht die Klänge des Orchesters; in purpurnen Strömen rinnt es herab in das weite Becken. Die Farbe wechselt; blau, grün, silbern, wieder purpurn, dann erblaßt es.

Geradezu märchenhaft ist das Bild des Platzes von einer dunklen Seitengasse aus gesehen. Möglich taucht es auf. An düstern Gewinden, die hoch in der Luft einen weiten Halbkreis umschließen, von dem aus sie sich in hundert Strahlen zu dem Mittelpunkte, dem Obelisk, hinziehen, schwannt ein Gewir von kleinen rothen und gelben Monden. In reinster Klarheit und dunkelster Bläue wölbt sich darüber der römische Himmel. Die Sternheere blinken, aber der Glanz, den auf der Erde die Menschen entzünden, läßt sie ganz trübe erscheinen.

Noch größere phantastischere Freude hatte ich an den Maskenzügen, die in dunkler Nachtzeit durch die Straßen und über die Plätze lärmten. Hochgeschürzte Frauen schlangen das Tamburin, Matrosen, Campagnolen und spanische Ritter spielten Mandoline; fröhlich und schwermüthig tönte es durch die sternhelle Mitter-

— (Die Wiener Lokalbahn.) Der Wiener Gemeinderath hat sich nunmehr über die Bedingungen für den Bau der künftigen Wiener Stadtbahnen geeinigt. Die Hauptbestimmung ist die, daß zunächst eine Ringbahn herzustellen sei, von der Zweiglinien nach den Vorstädten ausgehen. Mindestens eine von diesen Zweiglinien ist nach dem Centrum der Stadt durchzuführen. Die Ringbahn soll ferner alle Bahnhöfe berühren und eine Zentralstation besitzen, von der aus man, wie von der Berliner Station Friedrichstraße, nach allen Richtungen fahren kann. Die Stadtbahnen sollen nur ausnahmsweise dem Güterverkehr dienen. Die Hauptfrage aber, ob Hoch- oder unterirdische Bahn, wird offen gelassen. Für den ersten Fall wird bloß eine Höhe der Viadukte von 5,4 Meter über dem Straßenniveau, für den letzteren Fall aber vorgezeichnet, daß die Tunnelhöchstens 2000 Meter lang sein dürfen. Dazwischen ist stets eine offene Strecke von mindestens 50 Meter Länge einzuschalten.

Frankeich.

— Die „Agence Havas“ meldet aus Alexandrien, daß nach der in der dortigen Colonie herrschenden Anschauung der Rücktritt Bignieres nichts in der europäischen Finanzkontrolle ändern, wohl aber einem unangenehmen Dualismus ein Ende machen werde. Bignieres habe beansprucht, eine politische Wirksamkeit neben dem französischen Generalkonsul ausüben. Künftig werde die politische Wirksamkeit eine einheitliche, in den Händen des Generalkonsuls concentrirt sein und würden dadurch die vorhandenen Schwierigkeiten verringert werden.

Großbritannien.

Die katholische Londoner „Tablet“, welche die Anschauungen Cardinal Manning's wiedergibt, bringt das Attentat Mac Leans in eigenthümlicher Verbindung mit — Bradlaugh. „Wir werden alle mehr oder weniger“, schreibt das katholische Organ, „von Ideenverbindungen beherrscht“, und der Umstand, daß die Nachricht von dem veruchten Anschläge auf das Leben der Königin uns gerade in dem Augenblicke zukam, während wir auf Nachrichten von dem neuesten Wahl-Triumphe Mr. Bradlaugh's warteten, ist doch sicher, was man in der Gesellschaft „ein sonderbares Zusammentreffen“ zu nennen sich gewöhnt hat. Diese beiden Ereignisse haben sich in unserem Gedächtnisse parallel nebeneinander eingepreßt, und es ist unsere bestimmte Meinung, daß Mac Leans's Versuch, die Königin zu tödten, sich ganz gerechterweise auf die Lehrer zurückführen läßt, welche weder Gott fürchten, noch den Menschen achten, die in den letzten Jahren so viel zur Ausbreitung der verdamnißwerthen Lehren und Grundsätze des französischen Jakobinerthums im Lande beigetragen haben.“ Das ultramontane Blatt vergißt, daß Navailles und Jacques Clement nichts weniger als Atheisten waren.

Amerika.

— Aus Washington wird vom vergangenen Sonnabend gemeldet: Das Kriegsgericht hat den Sergeanten Mason, welcher den Präsidentenmörder Guiteau zu erschließen versuchte, des Mordversuchs schuldig befunden und zur schimpflichen Ausstoßung aus dem Heere und achtjähriger Einperrung bei harter Arbeit in einer

tanzten will, Jede, der es recht ist. Uebrigens kommt es auf die Geschlechter weiter nicht an. Mädchen dreht sich mit Mädchen, Bursche mit Bursche. Bedächtig und ernsthaft, als sei's eine schwere Arbeit, dreht man sich langsam, sehr langsam, Einer um den Andern; kein Paar hört eher auf, als bis der letzte Ton des langen Tanzes verklungen. Sofort vereinigen die Massen sich wieder. Nun kommt die Reihe, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, an die Buben. Im weiten Oval umzieht der lichtglänzende Zirkel den großen schönen Platz. Was das Herz des Volkes nur wünscht, ist auf lockendste Weise ausgestellt und kann für einige Solbi im lustigen, aufregenden Lottospiel erworben werden. Für die Dirne glänzt falsches Geschmeide und buntes Seidenband, für den Burschen das rothe Blousenhemd und das silberbeschlagene Messer, für die Hausfrau die glänzende Kupferpfanne, die bemalte Porzellanvase, und für alle die kleinen und großen Kinder neapolitanisches Zuckerwerk. Dazwischen grüne Lorbeerlaubien, wo es einen kühlen Trunk goldigen Orvietos oder purpurnen Frascatiners zu schlürfen giebt. Am reizvollsten sind die Obstbuden.

Die Wälder Frascatins und Marinos scheinen geplündert worden zu sein, um daraus Epheugrotten zu schaffen. Lorbeerumkränzt, werden Häufen von Apfelsinen, Limonen, Portugali, Datteln, Feigen, brasilianischen Nüssen ausgestellt. Jede Bude hat ihre Reklame, jede ihren Ausrufer. Hier muß ein mächtiges Wildschwein die Gaffer herbeilocken, dort ist's gar eine lebende Fischotter. Auf den Verkaufstischen stehen die lebendigen Aeffchen; die meisten sind Pulcinellas. Sie schreien wie besessenen, verziefen Gesichter, verrenken sich die Glieder. Bleibt man vor Staunen starr stehen, so fährt Einem augenblicklich die Lottokarte ins Gesicht und in die

nacht. An Ruinen und halb zertrümmerten Säulen zog es vorbei; durch die Gassenwinkel des Ghettos und des düstern Trastevere's wälzte es sich über die Brücken, darunter majestätisch und feierlich der gelbe Strom fluthete, wo vom Palatin ernsthaft die Cypressen herüberwinkten: Ihr seid froh, aber wir trauern auf Gräbern!

Inzwischen hatte ich mich mit Demetrius befreundet. Wir sahen uns täglich. Entweder besuchten wir miteinander die Galerien, wo wir uns mit Gemüthlichkeit und möglichster Gründlichkeit über unsere verschiedenen gegenseitigen Sympathien und Romeindrücke aussprachen, oder ich sah mir des Abends in seinem Atelier an, was er Tags über geschaffen, und was mir immer talentvoller und bedeutender erschien. Das Bild des blassen Mädchens aus dem Cencipalast fand ich nie wieder auf der Staffelei. Häufig geschah es, daß Demetrius abends mit mir zusammen in mein Tusculum überfiedelte. Bei der großen Milde der Jahreszeit saßen wir gewöhnlich an der geöffneten Thür, oder gar draußen. Vor uns auf vergoldetem Rococotisch stand die strohumsflochtene Fogliette, darinnen das goldige Raß glänzte. Wir dampften unsere Cigaretten und plauderten. Immer heller schimmerten am dunkelnden Himmel die Sterne, immer sanfter drang das Geräusch der Stadt zu uns herüber, immer mehr beruhigten sich Natur und Empfindungen der Menschen. Die Rosen und Leukoyen dufteten; wir wurden stiller, wir verstummten. Der Freund nahm seine treue Mandoline, griff in die Saiten, spielte und sang schwermüthige neapolitanische Volkslieder, zärtliche Romanzen, schmerzdurchwühlte Polengesänge. Blasser Sternenshimmer bestrahlte sein aufgehobenes schönes Gesicht. Ich fühlte, daß er mir theuer sei. (Fortsetzung folgt.)

Strafanstalt verurtheilt. Der Kriegsekretair Lincoln hat das Urtheil bestätigt. — Einer Depesche aus Memphis zufolge ist das ganze Land zwischen Cairo, Illinois und Vicksburg in Mississippi überschwenmt. In manchen Fällen haben sich die Gewässer von jedem der beiden Ufer des Mississippi auf eine Entfernung von 30 Meilen landeinwärts in das Innere ergossen.

Schach dem König.

Das serbische Königthum ist erst zehn Tage alt, es steht in seiner ersten Frühjahrszeit; die fata morgana des Sanguinismus jedoch, welche sonst regelmäßig als Begleiterin der neuen Einrichtungen erscheint, spannt nicht ihren Baldachin über den jungen Thron, und der Glaube an die Zukunft ist in Serbien nicht stark genug, um die Leidenschaften der Opposition zu beschwichtigen. Serbien ist die Beute der inneren Krise, über deren Konsequenzen sich vorläufig kein bestimmtes Urtheil abgeben läßt, die aber ganz darnach angethan ist, um ernste Besorgnisse zu erwecken. Es war die Absicht der serbischen Regierung, durch die Erhebung des Fürstenthums zum Königreiche sich freie Hand in den finanziellen Angelegenheiten zu schaffen. Die verderblichen Wirkungen, welche der Zusammenbruch der Union Générale für Serbien zurückgelassen hatte, sollten dadurch ausgelöscht werden, daß Serbien sich als neuer Staat der Welt präsentirte. Eine neue historische Aera sollte für Serbien beginnen, und man betrachtete es als selbstverständlich, daß die Fehler der Vergangenheit aus dem Gedächtnisse schwinden würden. Die Union Générale ist todt, aber Serbien war noch von dem Neg umstrickt, welches Herr Eugen Vontour um das Land geworfen hat. Dieses Neg wollte man zerreißen, und ausgerüstet mit den besten Vorjäten, auf neuer Grundblase die Unternehmungen durchzuführen, mit denen der Name Vontour verwebt gewesen ist. Die Opposition aber zeigt keine Lust, der Regierung Inbenediktung zu ertheilen und sie schlägt politisches Kapital aus der Vontour-Katastrophe, indem sie den Widerstand gegen die Regierung bis zum Aeußersten treibt. Die Stupischina ist vorläufig außer Thätigkeit gesetzt und die Regierung ist genöthigt, Neuwahlen auszuschreiben, um die Stupischina wieder vollzählig zu machen. Wir brauchen nicht zu sagen, daß eine politische Krise dieser Art einen gefährlichen Charakter hat.

Das Schachspiel hat in gewissem Sinne einen konstitutionellen Charakter; der König darf nie mit dem Feinde zusammentreffen, der König kann niemals Schach bieten. Der Spieler muß dafür sorgen, daß für die Figur des Königs immer der gehörige Schutz vorhanden ist. Die serbische Regierung ist von diesem Grundsatze abgegangen, sie hat gerade jetzt Serbien als Königreich proklamirt und den Nachfolger der Obrenovics gerade jetzt mit dem Königsitel aus dem Grunde ausgelattet, um der Opposition Schach zu bieten.

Das natürliche Ergebnis dieser Regierungsaktion ist, daß die Opposition, indem sie aus der Stupischina scheidet, eigentlich ein „Schach dem König!“ ruft. So hat denn doch die Vontour-Affaire jene politischen Wirkungen für Serbien, welche unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Union Générale als unausbleiblich angesehen wurden. Das Uebereinkommen, welches der serbische Finanzminister Mijatovics in Paris getroffen hatte, um über die Folgen der finanziellen Katastrophe hinwegzukommen, wurde von der serbischen Regierung verworfen; der Finanzminister durfte es nicht einmal wagen, in der Stupischina zu erscheinen. Aber auch sonst gelang es der Regierung nicht, den Unwillen der Opposition zu beschwichtigen. Die Regierung hat zwar einen neuen Plan ausgearbeitet, um den Bau der serbischen Eisenbahn zu ermöglichen, die Opposition der Stupischina verlangte Aufklärungen, welche die serbische Regierung nicht ertheilen wollte. So hat denn der Konflikt sich zu einer bedenklichen Krise entwickelt.

Localberichte.

— Im Saale des „Paradies“ veranstaltete am Sonnabend eine Gesellschaft junger Leute einen **Unterhaltungabend**, welcher wie seine zahlreichen Vorgänger äußerst gelungen ausfiel. Aus dem reichhaltig gebotenen Konzertprogramm heben wir besonders den Chor „Heimliche Liebe“, den Walzer „Am Wörthersee“, ferner das komische Terzett „Herr Nudelmüller und seine Tochter“, sowie die auf dem Piano 4händig vorgetragene Duvertüre zu „Nuy Blas“ hervor. Den Haupteffekt erzielte das im Kostüm ekefurierte komische Terzett, welches die Lachmuskeln der Anwesenden unausgesetzt in Bewegung hielt. Der Darsteller der „unschuldsvollen Tochter“ war noch von früher her in angenehmer Erinnerung und brachte auch diesmal seine Partie trefflich zur Geltung. Sowohl der „Vater“ und der „Direktor“ standen der „Tochter“ in Spiel und Gesang ebenbürtig zur Seite. Der Chor „Heimliche Liebe“ mit Bariton solo, riß die

Zuhörer durch seine einschmeichelnde Melodie zu stürmischen da capo-Rufen hin.

Nach 12 Uhr trat die Muse Terpsichore in ihr Recht und die Versammelten huldigten ihr mit solchem Eifer, daß sie erst nach 5 Uhr den Saal um eine angenehme Erinnerung reicher verließen.

— Vom 1. April an werden die ankommenden Güter aus den Magazinen und von den Plätzen am **Bahnhofe** von 8 bis 12 Uhr früh und von 2 bis 6 Uhr nachmittags ausgegeben, Transporte dagegen zur Beförderung wie bis jetzt, von 8 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags ohne Unterbrechung entgegengenommen.

— Wir hatten kürzlich Gelegenheit, den **Gartenplan** des Herrn Poznanski einzusehen. Nach demselben wird der Garten ein Meisterwerk der hortologischen Kunst werden. Freilich ist noch eine geraume Spanne Zeit nöthig, um den Plan in seinen einzelnen Details realisiren zu können. Dieser ist vom Obergärtner des Herrn Poznanski, Herrn Carl Sandner, künstlerisch ausgeführt und erweckt im Beschauer ein genaues Bild vom künftigen Garten. Was die in den Treibhäusern befindlichen Pflanzenarten betrifft, so sind selbe sämmtlich holländischer Zucht und trachtet Herr Sandner den Garten auch nach holländischem Muster einzurichten; er selbst hat sich längere Zeit in Holland aufgehalten und dort seine hortologischen Studien gemacht.

Verschiedenes.

— **Seltene Ehebruchs-Historie.** Aus Paris wird geschrieben: „Auf der Anklagebank des Pariser Zuchtpolizeigerichts sitzt Monsieur Talardot, ein schlankgewachsener, hübscher junger Mann. Ein stattlicher Rollbart umrahmt das intelligente Angesicht, in welchem listige und kluge Augen funkeln. Den feingeschnittenen Mund umspielt ein ironisches Lächeln, als Péculier, Gatte der mit Talardot des Ehebruchs überwiesenen Frau, welche neben ihrem Verführer auf der Anklagebank sitzt, in den Saal tritt. Dem intelligenten Gesichtsausdruck des Angeklagten nach zu schließen, wird, so sollte man meinen, das Gesecht mit dem Staatsanwalt sich zu einem nicht uninteressanten gestalten. Aber seltsamerweise öffnet während des ganzen Beweisverfahrens der Angeklagte nur den Mund, um sich die prachtvollen Zähne zu stoßern, oder um gelangweilt zu gähnen. Der Richter wendet sich auch mit keiner Frage an ihn, der Staatsanwalt fühlt nicht das Bedürfnis den Angeklagten in Widersprüche zu verwickeln, kurzum das Rechtsverfahren trägt auf den ersten Blick ein unheimliches, ja mittelalterliches Gepräge. — Die Sache wird aber flugs ihres grüßlichen Charakters verlustig gehen, wenn wir zur raschen Kalnirung des in seinem Rechtsbewußtsein verletzten Lesers mittheilen, daß an Monsieur Talardot keine Frage gerichtet und ihm das Wort zur Vertheidigung nicht ertheilt wurde, weil er die erste nicht hätte hören und mit dem letzteren absolut nichts würde anfangen können. Monsieur Talardot, der des Ehebruchs mit Madame Péculier angeklagte Don Juan, — ist nämlich taubstumm. Sein Vater, ein reichgewordener Brauerei-Besitzer, hatte in der Jugend des Gehör- und Sprachlosen es verabsäumt, ihm Unterricht in den für Taubstumme adaptirten Lehrgegenständen ertheilen zu lassen; so kam es, daß man dem Angeklagten weder eine mit den Lippen stark markirte mündliche, noch auch eine schriftliche Frage vorlegen konnte. Der Vertheidiger des Angeklagten basirte denn auch sein Plaidoyer auf diesen Umstand, und führte logisch aus, daß sein Klient nicht verurtheilt werden könne, weil ein Taubstummer, der des Lesens und Schreibens vollständig unfähig sei, unmöglich wissen könne, daß er sich mit der Frau eines anderen vergangen habe. Der Gerichtshof pflichtete dieser Anschauung bei und verurtheilte lediglich die ehebrecherische Frau. Monsieur Talardot aber entfernte sich ebenso gleichgiltig, als er gekommen war. Wußte er doch wahrscheinlich gar nicht, um was es sich gehandelt habe. Beim Verlassen des Saales machte er Anstalten, Madame Péculier in seiner naiven Weise einen Kuß zu geben, ein Versuch, der vom Saaldiener erfolgreich abgewehrt wurde, der jedoch den leicht erregbaren Monsieur Péculier in die hellste Wuth versetzte.

— **Die Wette.** In einem großen Dorfe, unweit einer alten Seestadt, lebten zwei Freunde, W. und H., schon manches Jahr in Eintracht beisammen. Beide hatten einen Fehler, sie prahlten sehr gern mit allem, was sie erwarben und einernteten, da wollte jeder das Beste haben. Zu W.'s Ländereien gehörte ein sehr fischreicher Teich; auch H. besaß einen solchen, doch wollten bei ihm nie so viele und große Fische ins Neg gehen. Einmal, wie sie mit ihren Freunden beim frohen Mahle saßen, rief W.: „Ich wette auf zehn Flaschen Wein, daß ich Sonntag Morgen einen Hecht von fünfzehn Pfund in meinem Teich fange!“ H. nahm die Wette an; es schien ihm unmöglich, daß ein so großer Fisch sich in dem kleinen Gewässer aufhalten könne. W. wußte dies auch recht gut; aber er wollte einen kleinen Scherz veranstalten. Er fuhr am Sonnabend mit einem Leiterwagen, auf welchen er ein riesiges hölzernes Faß stellte,

zur Stadt, erstand dort einen Hecht von der angegebenen Schwere, setzte diesen in das mit Seewasser gefüllte Gefäß und fuhr langsam zurück. Es war schon späte Abendstunde, wie er mit seinem Gefangenen im Dorfe ankam und nun diesen ins Wasser spedirte. Aber die Sache war dem H. verrathen, und dieser machte sich mitten in der Nacht mit seinen Leuten auf, fing sich den schwerwiegenden Gefellen und setzte ihn in seinen Teich. Am nächsten Morgen war ein fröhliches Gewimmel, Alt und Jung umstanden den Teich, voran die eingeladenen Bekannten, und alle verfolgten mit neugierigen Blicken das Auswerfen des Neges. Aber umsonst das Suchen; keine Fische gab es in Menge, aber keinen großen Hecht. Rathlos stand W.; da trat H. an ihn heran und rief spöttisch: „Da Du doch in Deinem Teich keinen Hecht findest, so wollen wir es in meinem einmal versuchen: Man ging dorthin, und siehe — ein mächtiger Hecht lag bald im Neg, aber — leider nicht mehr lebend. Das viele Hin- und Herziehen und das veränderte Wasser hatten ihn getödtet. Jeder ahnte nun den wahren Hergang, den H. auch bald eingestand, und auf lange Jahre war das gute Einvernehmen zwischen beiden gestört.“

— **Der Bankier Fabius Chigi**, der im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts lebte, gab Feste, die sich durch ihre verschwenderische Pracht auszeichneten. Einmal wurden bei einer solchen Gelegenheit elf Schüsseln massiven Silbers gestohlen. Man bemerkte den Verlust noch während des Festes; doch Chigi befahl seinen Dienern, den Vorfall vor den Gästen zu verheimlichen, damit sich niemand unnöthig ärgere. Und um zu beweisen, daß er genug silberne Schüsseln habe, ließ er bei dem nächsten großen Banquet, das er veranstaltete, nach jedem Gange die Silberteller, auf denen man speiste, in die nahe Tiber werfen. Diese grenzenlose Verschwendung erregte allgemeines Staunen, doch niemand wußte, daß der kluge Bankier seine Nege am Boden des Flusses ausgespannt hatte, und darum nichts von dem weggeworfenen Silberzeug verloren gehen konnte. Erst nach seinem Tode wurde dieser Streich verrathen.

Telegramme.

Berlin, 22. März. Fürst Bismarck erklärte, daß es ihm jetzt unmöglich sei, sich mit den inländischen Angelegenheiten zu befassen, da er seine ganze Zeit und Arbeitskraft der Erhaltung des europäischen Friedens widmen muß.

Wien, 22. März. Wie aus Montenegro berichtet wird, ist bloß eine gewisse Kategorie der Militärpflichtigen wegen der abzuhaltenden Manöver einberufen worden.

Coursbericht.

Berlin, den 21. März 1882.

100 Rubel = 205 M. 75

Ultimo = 205 M. 25

Warschau, den 22. März 1882.

Berlin	48	92½
London	9	94
Paris	39	65
Wien	83	50

Aufforderung!

Da ich demnächst einen sensationellen, aus dem Leben geschöpften Roman veröffentlichen werde, der äußerst pikante Enthüllungen aus der Lodbjer Gesellschaft enthält, welcher auch die wirklichen Namen entnommen sind, ich aber mir, als auch den Betreffenden alle möglichen Verlegenheiten ersparen will, so fordere ich alle Jene, die sich eventuell von den in meinem Romane vorkommenden Namen betroffen fühlen, auf, mir dieses vor der Drucklegung desselben gefälligst mitzutheilen, damit ich diese Namen abändere.

Die in meinem Romane vorkommenden Haupt- und Nebenfiguren tragen folgende Namen:

„Müller, Schulze, Weiß, Schwarz, Blau, Grün, Roth, Sonntag, Freitag, Mittwoch, Haase, Fuchs, Löwe, Dr. Bär, Vock, Lamm, Fliege, Breinse, Peter, Paul, Michel, Fürst, Ritter, Pfaff, Bauer, Schloffer, Schmidt, Schneider, Schuster, Kaufmann, Rosendust, Rosenhain, Rosenblume, Rosenkranz, Weigel, Weigelstock, Lewin, Lewinsohn, Aronsohn, Schmul, Fzig, Cohen, Cogen, Fzig, Schmutzig, Feinermann und Großermann.“

N o p p e r.

